

## Werte modern – alltäglich und feiertäglich

Werte sind Meßgrößen für schwankende Zustände elementarer Lebensstatsachen. So will es der Alltagsgebrauch, den wir vom Worte »Wert« machen. Vermessungsergebnisse im Kontext medizinischer Diagnostik zum Beispiel schlagen sich als Werte in Zahlengestalt nieder. Für die vielfältig genutzten Resultate weltweit institutionalisierter meteorologischer Beobachtungen gilt dasselbe. Jede Tafelwasserflasche registriert auf ihrem Label in einer Wertetabelle lebenswichtige Spurenelemente. Jeder Nutzer eines technischen Aggregats vom Pkw bis zur Ölheizung ist geübt, die Anzeigetafeln zu lesen, auf denen in Warnfarben die Höchstwerte markiert sind, die nach Temperatur, Druck oder Rotation nicht überschritten werden dürfen. Ökologisch relevante Werte aus der Abschätzung von Artenbeständen oder auch aus der Ozeanographie oder Glaziologie sind heute jedem aufmerksamen Mittelklässler geläufig. Der Anteil der Bürger wächst, die Anlaß haben, als Medienkonsumenten auch Wirtschaftsberichte, ja Börseninformationen zu beachten. Das Auf und Ab der Werte ist ihnen entsprechend geläufig.

Ersichtlich handelt es sich bei den exemplarisch genannten, uns alltagspraktisch vertrauten Werten nicht um Marginalitäten. Es handelt sich vielmehr um Bestände von fundamentaler lebenspraktischer Bedeutung. Individuell oder auch kollektiv begründen sie Besorgnis oder Zuversicht, erzwingen Entscheidungen, Tätigkeiten oder Verzichte. Noch vor einem Vierteljahrhundert bot studentisches Interesse für Fragen der Altersversorgung Anlaß zum Spott über eine befremdliche Lebensaltersinadäquatheit. Inzwischen haben die Verlaufswerte der demographischen Statistik zur politischen Evidenz gebracht, daß die Rentensicherheit betroffenheitsabhängig in erster Linie tatsächlich nicht mehr die heutigen Alten, vielmehr die jungen Leute zu beschäftigen hat.

Werte also sind bewegliche Größen – beruhigend schwankend um Mittelwerte oder besorgniserregend in ihren Extremen. So erregen sie aus gutem Grund alltäglich unser Interesse, und dagegen kontrastiert nun der anspruchsvolle Auftritt der Werte im modernen Feiertagsgebrauch. In diesem Gebrauch, so scheint es, sind doch Werte gerade nicht steigende oder fallende Größen, vielmehr verpflichtende Ansprüche von Dauergeltung. Als »Grundwerte« haben sie Verfassungsrang. Parteiprogramme bekennen sich zu ihnen markant an erster oder auch an letzter Stelle. Die Europäische Union sei doch eben nicht nur eine supranational organisierte Freihandelszone und

ein Großmarkt von kontinentaler Weite, vielmehr eine Wertegemeinschaft – das ist zur rhetorisch anspruchsvollsten Bekundung des Sinns der europäischen Einigung wider sich ausbreitenden Zweifeln an diesem Sinn geworden. In der Charta der Grundrechte der Union, die als Teil II in die vorerst gescheiterte Verfassung für Europa hätte aufgenommen werden sollen, werden die fraglichen Werte detailliert benannt – vom universellen »Recht auf Leben« über das »Verbot des reproduktiven Klonens von Menschen« bis zum Recht der Kinder, »ihre Meinung frei äußern« zu dürfen.

Orientierungsgrößen in Präambeln, Verfassungen und Manifesten einerseits und Ergebnisse der Vermessung dynamischer biotischer oder auch ökonomischer Systeme andererseits – beides also nennen wir im aktuellen Sprachgebrauch »Werte«. Das ist überraschend, nämlich im Blick auf das »geistig-religiöse und sittliche Erbe«, auf das sich die Präambel des Entwurfs der »Verfassung für Europa« bezieht, um daraus jene »unteilbaren und universellen Werte« zu gewinnen, die vom Verbot des »Menschenhandels« bis zum Recht eines jeden Menschen »auf Zugang zu einem unentgeltlichen Arbeitsvermittlungsdienst« mit Verfassungsrang hätten europaweit verbindlich werden sollen. Das ist deswegen überraschend, weil im angerufenen »geistig-religiösen und sittlichen Erbe« Europas der Wertbegriff gar nicht vorkommt. »Werte« sind in der alt-europäischen Überlieferung weder ein Thema der Ethik noch der Politik, und in den kanonisch gewordenen Texten unserer Religion ist von »Werten« einschließlich der lateinischen oder griechischen Äquivalente dieses Wortes ohnehin nicht die Rede. Der Wertbegriff hat vielmehr seinen klassischen Ort in der Ökonomie – also im dritten Teil des Corpus der traditionellen europäischen praktischen Philosophie aristotelischer Tradition, hinter der Ethik einerseits und der Politik andererseits. Die Tugenden, von denen die Ethik handelt, rühmen wir, und das nicht zuletzt wegen der Universalität und Dauerhaftigkeit ihrer Geltung. Werte hingegen verändern sich nachfrageabhängig auf Märkten, und in wechselnden Preisen spiegelt sich das. Zur alltagsvertrauten Nutzung des Wertbegriffs im Kontext der Vermessung schwankender Systemzustände in medizinischer, technischer oder sonstiger praktischer Absicht will das passen. Aber wie paßt es zum Faktum, daß wir, im markanten Unterschied zur alt-europäischen Üblichkeit, heute eben auch Lebensorientierungen, die durchaus preisbildungsunfähig sind und sich auch in anderer Weise nicht quantifizieren lassen, allesamt »Werte« nennen – die »Würde des Menschen« also, die in der europäischen Charta der Grundrechte als Titel I aufscheint, oder auch »Freiheiten« sowie »Gleichheit« gemäß Titel II und Titel III dieser Charta?

Das hat zwei hauptsächliche Gründe – passend zum historischen Faktum, daß die Subsumtion der großen Tugenden, maßgebenden Grundrechte und Lebensansprüche unter den Wertbegriff erst im Kontext der dynamisierten Wirtschaft der Industriegesellschaft üblich wurde, und näherhin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erstens geraten die großen Tugenden, die maßgebenden Lebensorientierungen und Lebensansprüche tatsächlich auch ihrerseits in Bewegung. Sie dynamisieren sich, schwanken in ihrer Geltung und suchen sich kompensatorisch als »Höchstwerte« zu befestigen. Zweitens verändert sich mit der Modernität unserer Lebensverhältnisse der Stellenwert der Ökonomie. Die Menge moralisch zustimmungsfähiger, ja zustimmungspflichtiger Lebensansprüche wächst und bringt sich bis in die Politik hinein zur Geltung, die sich ohne verbesserte wirtschaftliche Lebensvoraussetzungen gar nicht bedienen und erfüllen ließen. Damit erhöht sich der ethische und politische Stellenwert guter Wirtschaft und die moralischen Ansprüche steigen, denen bei Strafe ihres Mißerfolgs die wirtschaftlich handelnden Subjekte sich unterworfen finden.

Die beiden skizzierten Gründe für die Expansion des Wertbegriffs über die Grenzen der Ökonomie hinaus aufs Ganze der menschlichen Lebensverbringung mit Einschluß der Politik und der Ethik lassen sich exemplarisch anschaulich machen. Tugenden, Hauptthema der klassischen Ethik, wollen uns doch gemeinhin als Orientierungsgrößen von alterungsresistenter Geltung erscheinen, als klassisch eben. Modernisierungsabhängig beginnt aber auch diese Geltung zu schwanken, und das keineswegs dekadenzhalber, vielmehr kraft unserer wechselnden Angewiesenheit auf jene moralischen Tüchtigkeiten, um die es sich ja bei den Tugenden handelt. Zu den vier klassischen Kardinaltugenden gehört bekanntlich die Mäßigkeit, die man den Armen in dürftiger Zeit nur in Ausnahmefällen zu predigen braucht. Unter modernen Lebensverhältnissen verfügt aber auch derjenige Bevölkerungsanteil, der sich nach geltender statistischer Konvention in Armut befindet, über ausreichende Mittel, die es möglich machen, sich träge und unmäßig zugrunde zu richten. Grundschullehrer finden sich heute, komplementär dazu, angehalten, den Ursachen des gesundheitspraktisch bedrohlich angewachsenen durchschnittlichen Körpergewichts der Schulkinder entgegenzuwirken, und einschlägige Normen fälliger Lebensreformen finden wir allwöchentlich in der Frauen- und Familienpresse an die Erwachsenen adressiert. Nie war die Mäßigkeit wichtiger als heute, und eben das heißt, eine klassische Tugend ist im Wert gestiegen und hat sich eben damit im modernen Sinne als »Wert« etabliert.

Weniger oft als von der Mäßigkeit ist indessen heute von einer anderen Kardinaltugend die Rede, von der Tapferkeit nämlich und das zumal in Deutschland. Zur Verleihung militärischer Tapferkeitsmedaillen gab es gottlob über etliche Jahr-

zehnte hin keinen Anlaß, und es bedarf entsprechend expliziter Erinnerung, daß schließlich kein Feuerwehrmann oder Polizeibeamter ohne Bereitschaft zur Tapferkeit dauerhaft dienstfähig wäre – von der fälligen Neubewertung alter moralischer Geltungsansprüche in Reaktion auf den näherrückenden Unkrieg des Terrors ganz abgesehen.

Auch unsere Schätzung der sogenannten Sekundärtugenden schwankt wie nie zuvor. In vormodernen Lebensverhältnissen, gewiß, hatte die Sekundärtugend, zum Beispiel der Pünktlichkeit, nur eine marginale Bedeutung – für die Einhaltung der Zeitordnung religiöser Feste nämlich oder auch für die Abwicklung höfischer Riten. Modernisierungsabhängig expandiert hingegen der temporale Koordinationsbedarf unserer Interaktionen ständig, die Uhr wird omnipräsent und unpünktlich zu sein hieße, andere warten zu lassen. Sogar der seltene Fall eines populär gewordenen neuen Sprichworts bezieht sich auf diesen wachsenden Wert der Pünktlichkeit und das sogar in weltpolitischer Hinsicht – Gorbatschows Diktum nämlich, wer zu spät kommt, den bestrafe das Leben. Mit einiger Verblüffung erinnert man sich demgegenüber an die Charakteristik der Sekundärtugenden als KZ-Wächtertugenden seitens eines insoweit desorientierten deutschen prominenten Politikers. So oder so: Mit der Dynamik in der Änderung zivilisatorischer Lebenslagen verändert sich auch nach Rang und Vorrang die Einschätzung moralischer Fälligkeiten und das beschreibt in durchaus angemessener Weise der Begriff des Wertes als ein Begriff abhängig wechselnder Einschätzungsergebnisse. Sogar Tugenden lassen sich alsdann quantifizieren, nämlich über die demoskopische Vermessung der jeweils aktuellen sozialen Verteilung solcher Einschätzungsergebnisse.

Ständig wachsender Neubewertungsbedarf ergibt sich auch aus der expandierenden Menge neuer Handlungsmöglichkeiten, die aus neuem, zumeist forschungspraktisch gewonnenem Wissen resultieren. Mit der Stammzellenforschung verbindet sich heute die Erwartung therapeutischer und sonstiger Nutzbarkeit. Ob für diese Forschung auch Stammzellen, die sich aus *in vitro* erzeugten Embryonen gewinnen lassen, verwendet werden dürften oder nicht – darüber denkt der deutsche Gesetzgeber bekanntlich anders als der überwiegende Rest der Welt. Wären die fraglichen Embryonen als Menschen zu identifizieren, so wäre selbstverständlich ihre forschungspraktische Nutzung ausgeschlossen. Handelt es sich hingegen nicht um Menschen, vielmehr um »menschliches Leben«, so sind die ontologischen Prämissen einschlägiger gesetzlicher Regelungen gänzlich andere. Ob wir die eine oder andere Sachprämisse als gegeben einschätzen – das läßt sich eben nicht von einer zwingenden Tatsachenfeststellung abhängig machen. Die Prämisse, von der wir jeweils ausgehen, ist vielmehr, im faktischen Dissens, bewertungsabhängig, und zur auffälligen Divergenz einschlägiger Wertorientierungen verhält sich die

Intensität moderner Wertediskurse genau komplementär. Das ist keineswegs ein Skandal, vielmehr eine Unvermeidlichkeit in einer Zivilisation, die rascher als je zuvor eine Zivilisation sich ändert und Neunormierungen erzwingt. In der Konjunktur des Wertebegriffs spiegelt sich das.

Werte, ökonomische nämlich, haben gemeinhin einen geringeren Geltungsgrad als die präambelfähigen Werte der Gleichheit und Freiheit oder auch als jener »Höchstwert«, den mit eben diesem Prädikator das deutsche Verfassungsgericht dem »menschlichen Leben« in einem seiner Urteile zusprach. Eben das macht es ja erklärungsbedürftig, wieso der alt-europäisch doch primär der Ökonomie zugeordnete Begriff des Wertes modernisierungsabhängig seinen Geltungsbereich über den ganzen Umfang der Politik und der Ethik hinaus auszudehnen vermochte. Als zweiten Grund, der diesen Vorgang der Universalisierung einer primär ökonomischen Kategorie verständlich macht, hatte ich die modernisierungsabhängig fortschreitende Interdependenz von Moral und Ökonomie benannt. Für das christliche Gebot des Teilens in der Absicht, der Not und dem Elend des Nächsten abzu helfen, steht die Legende des heiligen Martin, der mit der Hälfte seines Mantels das Leiden eines Mitmenschen linderte. Nicht, daß es sich eben darum nicht auch heute noch handeln könnte. Bei jeder Spendenaktion, bei der uns das *Rote Kreuz*, die *Caritas* oder die *Innere Mission* aus Katastrophenanlässen in Anspruch nehmen, handelt es sich ja eben darum, jedoch nicht mehr, wenn wir uns aufgefordert finden, Beiträge zur Minderung der Abstände zwischen den Wirtschaftsniveaus der Weltregionen zu leisten, die die Austauschbeziehungen zwischen diesen Regionen hemmen und komplementär dazu die Migrantenströme anschwellen lassen. Teilen kann helfen. Aber wer sich dauerhaft auf Teilungsgaben verliefte, bliebe dauerhaft hilfsbedürftig, so daß schließlich die Begrenzung des Teilens auf den Umfang von Beihilfen zur Selbsthilfe zur moralischen Pflicht wird. Die Tugend des Teilens verbessert die Welt nur dann, wenn komplementär dazu die Verpflichtung gilt, sich in Nutzung verfügbarer Kräfte maximal wirtschaftlich selbsterhaltungsfähig und damit teilungsgabenunabhängig zu machen. Das ist es, was den moralischen Wert des wirtschaftliche Werte schaffenden Handelns in letzter Instanz ausmacht, und eben das macht zugleich plausibel, wieso die Klassiker der modernen Wirtschaftstheorie sich in prominenten Fällen zugleich als Moralphilosophen verstanden.

Wie alles moralisch gebundene Handeln, so kann sich banalerweise auch die Ökonomie dieser Bindung entziehen, und unsere intellektuellen, gelegentlich auch theologisch inspirierten Kritiker der aktuellen wirtschaftlichen Globalisierungsprozesse finden tatsächlich reichlich Gelegenheit, in kritischer Absicht von den Unwertbegriffen Gebrauch zu machen, die in den Lasterkatalogen unserer ethischen Überlieferung verzeichnet sind – von der Raffgier bis zum Geiz und von

der Prahlucht bis zur Verschwendung. Indessen: Die Expansion wirtschaftlicher Kooperationen in kontinentalen und globalen Dimensionen fände nicht statt und erwiese sich nicht als irresistibel, wenn sie in letzter Instanz nicht kraft der Evidenz der einzig über sie erreichbar gewordenen Lebensvorteile die überwiegende Zustimmung der betroffenen Menschen fände. Der Endertrag wirtschaftlichen Handelns ist schließlich Wohlfahrt. Seitdem ihr Anstieg in der Lebensfrist einer einzigen Generation erfahrbar geworden ist, also seit Beginn des Industriezeitalters, ist gewiß auch Kulturkritik und damit die Selbstkritik unserer Zivilisation ein unabweisbares Thema geworden und geblieben. Nichtsdestoweniger läßt sich gegen die Zentralgehalte moderner Wohlfahrt von der Absenkung der Säuglingssterblichkeit bis zur Alphabetisierung und vom dramatischen Anstieg der durchschnittlichen Lebenserwartung bis hin zu den Vorsorge- und Fürsorgeleistungen des modernen Sozialstaats moralisch schlecht argumentieren. Erst die heute verfügbar gewordenen wirtschaftlichen Werte haben es möglich gemacht, in der Charta der Grundrechte der Europäischen Union Schutzgewährleistung für alle Unionsbürger »in Fällen wie Mutterschaft, Krankheit, Arbeitsunfall, Pflegebedürftigkeit oder im Alter sowie bei Verlust des Arbeitsplatzes« festzuschreiben, überdies jedem Menschen ein »Recht auf Zugang zur Gesundheitsvorsorge« zu garantieren, ja »einen bezahlten Mutterschaftsurlaub« und dazu »einen Elternurlaub nach Geburt oder Adoption eines Kindes« zuzusagen. Die Wertschöpfungen des gemeinsamen Marktes haben nach solchen Wertedeklarationen ersichtlich eher moralische Hypertrophie denn moralische Dekadenz ausgelöst.

So oder so: Wie nie zuvor sind im modernen Lebenszusammenhang moralische und wirtschaftliche Werte miteinander verkoppelt, und eben deswegen vermochte sich der Wertbegriff aus seiner alt-europäischen ökonomischen Disziplin zu lösen und sich bis in die Politik und Ethik hinein zur Geltung zu bringen. Sogar noch in den ökologischen Krisen spiegelt sich das. Daß unser wirtschaftlich motiviertes und technisch instrumentiertes Handeln unsere natürlichen Lebensvoraussetzungen in mannigfachen Hinsichten schwer gefährdet, ist schlechterdings nicht zu bestreiten, und in allen politischen Kommunitäten, in denen wir unser modernes Leben organisiert haben, ist das bis auf die UNO-Ebene hinauf zu einem unabweisbaren Thema geworden. Aber selbst in diesem Kontext ist der Wert wirtschaftlicher Lebensorientierung seinerseits noch einmal angestiegen. Nicht alle, aber die allerge wichtigsten ökologischen Probleme sind ja Folgen des Umstands, daß wir mit Lebensvoraussetzungen, die in Wahrheit überaus knapp sind, vom Wasser bis zur klimatisch und gesundheitlich bekömmlichen Luft und von den Bedingungen einiger Lebensverbringung in Ruhe und Stille bis zur Energie überaus verschwenderisch umgehen. Als Konsequenz aus dieser Einsicht ergibt sich ja nicht, endlich

auf Ökonomie zu verzichten. Es ergibt sich vielmehr die Fälligkeit, endlich auch unsere ökologischen Lebensvoraussetzungen als knapp erfahrbar und damit ökonomisch einschätzbar zu machen.

Was kann das heißen? Ich erinnere mich an den Protest, der sich in einer evangelischen Kirchengemeinde gegen den Vorschlag erhob, die fällige Neumöblierung des Gemeindehauses für Zwecke der Außennutzung wetterfest, nämlich in Tropenholz auszulegen. Das verletze gröblich die Verpflichtung zur Bewahrung der Schöpfung, im fraglichen Falle also der Schonung des Regenwaldes, so hieß es. Ein anwesender Forstsachverständiger meinte hingegen, die Ärmsten der Armen in den Entwicklungsländern würden auf der Suche nach Ackerland den Regenwald über kurz oder lang ohnehin brandrodend niedergelegt haben – es sei denn, es gelänge, ihnen Arbeit und Brot im Rahmen einer modernen Waldbewirtschaftung zu verschaffen. Eben dazu brauche man aber einen sicheren Absatz der forstwirtschaftlichen Holzerträge, so daß, statt des Verzichts auf Tropenholz, seine Nutzung der wohlgefällige Beitrag der Gemeinde zur Erhaltung der Schöpfung sei.

Wer könnte spontan sagen, wer hier Recht hat? In der Ordnung der aus dem europäischen ethischen Erbe uns überlieferten kardinalen Tugenden nahm die Tugend der Klugheit stets den ersten Rang ein. In einer sehr kompliziert gewordenen Welt ist es aber schwieriger als je zuvor, klug zu sein, das heißt das tatsächlich zielführende Wissen zu gewinnen, gemein zu machen und so auch zur politisch geltenden Maßgabe zu erheben. Das erklärt zugleich die wachsende Intensität moderner *Correctness*-Regime. *Correctness* – das ist der massenmedial verstärkte Versuch, moderne Desorientiertheit moralistisch durch Wertebekennnisse zu kompensieren.